

Strategien des Verzichts.

Eine Erinnerung an die ideengeschichtlichen Studien
Anneliese Maiers (1905–1971)

Guido Naschert

Das Werk der Wissenschaftshistorikerin und Philosophin Anneliese Maier ist in seinen ideengeschichtlichen Voraussetzungen fast ganz in Vergessenheit geraten. Nach ihrem Tod erschien 1981 in Italien ein Sammelband mit Beiträgen zu ihren Ehren¹ und 2004 unternahm Annette Vogt einen ersten Versuch, die Wissenschaftskarriere der Mediävistin auf der Grundlage neuer Quellen aus den Archiven der Berlin-Brandenburgischen Akademie und der Max-Planck-Gesellschaft darzustellen. Vogt sieht im beeindruckenden Œuvre Maiers nicht nur Pionierarbeiten und Standardwerke zur Naturphilosophie der Spätscholastik, sondern auch einen noch ungehobenen Schatz, den es im Ansatz geradezu wiederzuentdecken gelte. Gemeint sind Maiers fünfbändige *Studien zur Naturphilosophie der Spätscholastik* (erschienen von 1949 bis 1958), die *Zwei Untersuchungen zur nachscholastischen Philosophie* von 1968, mit denen ihre frühe Kant-Dissertation und ein programmatischer Aufsatz zur *Mechanisierung des Weltbildes im 17. Jahrhundert* von 1938 erneut zugänglich wurden, sowie die dreibändige Aufsatzsammlung *Ausgehendes Mittelalter* (erschienen von 1964 bis 1977). Der Versuch steht aus, den theoretischen Standpunkt Maiers zu präzisieren und gleichzeitig nach der Vorbild-

- 1 Studi sul XIV secolo in memoria di Annliese Maier. Hg. von Alfonso Maierù und Agostino Paravicini Bagliani. Rom 1981.

lichkeit wie den Grenzen ihrer ideengeschichtlichen Praxis für eine problemgeschichtlich fokussierte Wissens- und Ideengeschichte von heute zu fragen. Im Unterschied zu Vogt, die Maier »schon« als Vordenkerin einer »kulturgeschichtlichen Wissenschaftsgeschichtsschreibung«² betrachten möchte, geht es mir im Folgenden darum, zunächst den Kontext der Problemgeschichte deutlicher zu identifizieren, dem Maier ganz offensichtlich »noch« angehört.

Denn eine Wiederentdeckung, zu der Vogt nach derjenigen Aby Warburgs und Ernst Cassirers angeregt hat, sieht sich vor grundsätzliche Schwierigkeiten gestellt. Während etwa Cassirer in seinen Arbeiten auch als Theoretiker der Ideengeschichte aufgetreten ist, bleibt Maier durch und durch Praktikerin, die von methodologischen Erörterungen weitgehend absieht. Lediglich in einem Memorandum von 1954, mit dem sie sich für eine Stelle als Leiterin der Abteilung für Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte am MPI in Rom, der Bibliotheca Hertziana, empfehlen wollte, skizzierte sie ihr zukünftiges Forschungsvorhaben. Der Entwurf blieb jedoch unausgeführt und ist im Vergleich mit Cassirer als theoretisch uninteressiert einzustufen. Das Fehlen methodischer Selbstthematisierung resultiert allerdings nicht aus Naivität, sondern lässt sich als Ausdruck eines reflektierten Verzichts verstehen: Gegenüber Theorieversuchen, die nur zu oft um ihre Augenblickshaftigkeit wissen, haben wir es hier mit Arbeiten zu tun, die uns die Möglichkeit von Haltbarkeit und Dauer des Wissens auch dort vor Augen führen, wo sie selbst inzwischen Wissenschaftsgeschichte geworden und überholt sind. Und dies geschieht nicht in erster Linie durch gängige philologische Praktiken, sondern durch beeindruckende problemgeschichtliche Analysen, begriffliche Präzision, Quellennähe in der Darstellung sowie vor allem durch den Verzicht auf eine dem historischen Gegenstand gegenüber unnötige Theoretisierung und Methodenreflexion.

- 2 Annette Vogt: Von Berlin nach Rom - Anneliese Maier (1905-1971). In: »... immer im Forschen bleiben«. Rüdiger vom Bruch zum 60. Geburtstag. Hg. von Marc Schalenberg u. Peter T. Walther. Stuttgart 2004, S. 404.

I.

Anneliese Maiers Stellung im Wissenschaftssystem ihrer Zeit war in der Hauptphase ihres Arbeitens die einer Außenseiterin. Gleichzeitig war sie durch ihre familiäre Herkunft eng in ein philosophisches, vor allem neukantianisch geprägtes Netzwerk eingebunden, mit dem sie zeitlebens in brieflichem Austausch stand. Ihr Großvater war Christoph Sigwart (1830–1904), ihr Vater dessen Nachfolger auf dem Tübinger Philosophie-Lehrstuhl Heinrich Maier (1867–1933). Die 1905 in Tübingen geborene Maier studierte in den zwanziger Jahren in Berlin Philosophie, Physik und Mathematik und wurde dort 1930 mit einer Arbeit über Kants Qualitätskategorien bei Eduard Spranger (1882–1963) und Wolfgang Köhler (1887–1967) promoviert. Ihre Dissertation verfolgte ein Thema, das ihr Vater in seinen Kant-Studien ausgeklammert hatte, indem sie Kants kritischen Sprachgebrauch in den Kontext der Baumgartenschen und Meierschen Schulphilosophie zurückführt. Maier schlug damit thematisch bereits den rückwärts gewandten Bogen ein, der in den späteren Arbeiten leitend bleiben sollte: Der Blick zurück in die Traditionsgeschichte einer modernen Konzeptualisierung des Qualitätsbegriffs. Es wird sich später zeigen, daß sie dabei die metaphysische Wende des Neukantianismus durch Nicolai Hartmann (1882–1950) mitvollzogen hat.

Einen zweiten Anstoß erfuhren ihre Forschungen durch die Auseinandersetzung mit dem französischen Physiker und Wissenschaftstheoretiker Pierre Duhem (1861–1916), dessen Untersuchungen zu Leonardo da Vinci und zur Entstehung der neuzeitlichen Mechanik sie publik machen und entscheidend weiterführen sollte. In der Studie *Die Wandlungen der Mechanik und der mechanischen Naturerklärung* (frz. 1903), sie ist 1912 in deutscher Übersetzung erschienen, formulierte Duhem nach einer knappen

Darstellung der aristotelisch-peripatetischen Mechanik und ihres Qualitätsbegriffs:

»Die Renaissance der Wissenschaften zu Beginn des XVII. Jahrhunderts war eine heftige Reaction gegen derartige Erklärungen; die occulten Eigenschaften waren damals Gegenstand allgemeinen Spottes; dank dem unsterblichen Witz Molières schallt das Gelächter, das sie erweckten, noch bis an unsere Ohren. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, den Wechselfällen dieses Kampfes zwischen der alten Scholastik und der neuen Physik zu folgen, eine Aufgabe, die wir vielleicht eines Tages versuchen werden befriedigend zu lösen.«³

Anneliese Maiers eigene Untersuchungen zur spätscholastischen Naturphilosophie lassen sich als eine Ausarbeitung dieses Duhem-schen Forschungsauftrags an den Quellen vor allem der italienischen Bibliotheken verstehen. Der Weg von Kant in die Spätscholastik führte Maier anfangs in die frühneuzeitliche Philosophie, deren »mechanistischem Weltbild« – wie sie es noch pauschal bezeichnete – sie 1938 eine eigene, programmatische Untersuchung widmete. Den äußeren Anlaß lieferte ihre Tätigkeit für die Leibniz-Ausgabe der Preußischen Akademie, die zunächst von ihrem Vater, dann von ihrem Doktorvater Eduard Spranger, später von Nicolai Hartmann geleitet wurde. Den Gedanken an eine Habilitation hatte sie durch die auch wissenschaftspolitische Zäsur des Jahres 1933 aufgeben müssen. Sie widmete sich daher zunächst der Pflege des väterlichen Nachlasses und gab die letzten Bände von Heinrich Maiers *Philosophie der Wirklichkeit* heraus.⁴ Ab Januar 1936 folgten eine Reihe von meist knapp befristeten Verträgen seitens der Akademie und später der Notgemeinschaft, die der Recherche von Leibniz-Briefen in Italien galten. Dies brachte sie in Kontakt mit dem Kaiser-Wilhelm-Institut der Bibliotheca Hertziana, dem sie die Basis ihrer Arbeiten verdankt. Annette Vogt hat die wissenschaftspolitisch schwierige Situation dieses

3 Pierre Duhem: Die Wandlungen der Mechanik und der mechanischen Naturerklärung. Leipzig 1912, S. 14.

4 Siehe hierzu auch ihren in der UB Bonn verwahrten Briefwechsel mit Erich Rothacker zwischen 1933 und 1955. Ihr Schreiben vom 29. April. [1934?] an Rothacker enthält eine »Beilage über die Philosophie der Wirklichkeit« [Hss., 2 Doppelbl.], in welcher die Hauptgedanken ihres Vaters zusammengefaßt werden.

deutschen Instituts in Rom beschrieben. Neben dem KWI standen Maier in Rom auch die vatikanischen Bibliotheken zur Verfügung. Hier pflegte sie gute Kontakte zu einzelnen Kardinälen, die sie nach dem Krieg finanziell mit Auftragsarbeiten, wie zum Beispiel der Bearbeitung eines Katalogs der päpstlichen Bibliothek von Avignon (von 1411), förderten. (Man muß wissen, daß die Protestantin Maier 1943 zum Katholizismus konvertiert war. Es ist mir allerdings nicht bekannt, aus welchen Gründen dieser Schritt vollzogen wurde.) Universitäre Angebote in Deutschland lehnte sie auch nach dem Krieg ausdrücklich ab. Am 28. Oktober 1951 schrieb sie ihrem Förderer Ernst Telschow (1889–1988), daß sie »unter allen Umständen und immer eine Tätigkeit hier [in Rom, G.N.] einem Lehrstuhl vorziehen würde.«⁵

5 Zit. n. Vogt (wie Anm. 2), S. 403, Anm. 63.

Es besteht wenig Zweifel, daß der besondere institutionelle Zusammenhang eine wesentliche Bedingung für die Struktur und Durchführung ihrer Forschungen zur Spätscholastik darstellte. Dies äußert sich in formalen Eigenschaften: Sekundärliteratur wird spärlich zitiert, was zugleich in der Sache selbst begründet ist. Im Allgemeinen reichen ihr Paraphrasen der Forschungslage als Ausgangspunkt. Statt dessen sollen die Sprache und der Gedanke der erschlossenen Quellen im Vordergrund stehen. Erst in den späten 1950er und 1960er Jahren, als der Forschungszusammenhang der neuzeitlichen Mechanik enger und kontroverser zu werden begann, nahm Maier die Auseinandersetzung mit den nicht zuletzt von ihr selbst hervorgebrachten Ergebnissen auf und geriet dabei in eine eigentümliche Skepsis.

War für Maier anfangs das Rankesche Diktum leitend, die historische Wirklichkeit aus dem Fundus der Quellen heraus so darzustellen, »wie sie eigentlich gewesen ist«, so kam sie später zu der Einsicht, daß zentrale Fragestellungen ihrer Forschung unmöglich zu beantworten sind, weil die disziplinären Zugänge zum Thema seitens der Mediävistik, Philosophie und Wissenschafts-

geschichte von verschiedenen »Wertmaßstäben« ausgehen müßten, die letztlich nicht vereinbar seien. Diese Aporie wirft ein bezeichnendes Licht auf ihr geistesgeschichtliches Verfahren; sie wird 1960 in einem Aufsatz über die »Ergebnisse« der spätscholastischen *Naturphilosophie* formuliert.

Maier wollte Duhem weiterführen und korrigieren. Ihre Leitthese lautet, daß »die Geschichte der exakten Naturwissenschaft im christlichen Abendland, von ihren Anfängen im 13. Jahrhundert bis in das 18. hinein, eine Geschichte der allmählichen Ueberwindung des Aristotelismus [sei]. Diese Ueberwindung ist nicht in einer einzigen grossen Revolution erfolgt, wie man es lange Zeit angesehen hat, und andererseits auch nicht in einem stetig verlaufenden Emanzipationsprozess, der sich gleichmäßig über die Jahrhunderte erstreckt, sondern in einer Entwicklung, die sich in zwei grossen Phasen vollzieht, von denen die erste ihren Kulminationspunkt im 14., die zweite im 17. Jahrhundert hat.«⁶

In diesem Prozeß sind ihr im ersten Kulminationspunkt die methodischen Entdeckungen der Spätscholastik wichtiger als die Umgestaltung ihres theologischen Rahmens.⁷ Was sich ändere, sei die *Methode* der Naturerkenntnis, weniger ihre »inhaltliche Seite«, wie sie es nennt. Neben der Umwandlung von Qualitäten in funktionale Quantitätsverhältnisse markiere vor allem die praktische Folgenlosigkeit der einzelnen »Entdeckungen« und der *Unwille*, nicht das *Unvermögen* der Spätscholastiker, ihre Ergebnisse durch Messungen zu überprüfen, den problemgeschichtlichen Unterschied, der zugleich die Epochenschwelle vom Spätmittelalter zur Neuzeit begründe. Insofern haben die Vorläufer eines Galilei, Descartes oder Newton die neuzeitliche *curiositas* nur *vorbereiten*, nicht jedoch *vorwegnehmen* können, worauf Maier gegen Duhem insistiert. Die hier implizierte Auffassung des Kontinuitätsproblems wissenschaftshistorischer Darstellung grundiert gleichsam die Analyse einzelner Fragestellungen, und sie führt wenn nicht zu einem gänz-

6 Anneliese Maier: Die Vorläufer Galileis im 14. Jahrhundert (Studien zur Naturphilosophie der Spätscholastik, Bd. 1). Rom 1949, S. 1f.

7 An diesem Punkt entzündete sich u. a. die Kritik von Hans Blumenberg: »Die Vorbereitung der Neuzeit«. In: Philosophische Rundschau, 9. Jg. (1961), Heft 2/3, S. 81–132.

lichen Verzicht so doch zu einer gewissen Vorsicht gegenüber einer makrogeschichtlichen Zusammenschau der Ergebnisse.

Aus dem Fundus von Spezialproblemen läßt sich ihre Diskussion der beiden im zweiten Band der *Studien* als *Grundprobleme der scholastischen Naturphilosophie* bezeichneten Komplexe der intensiven Größe und der Impetustheorie hervorheben sowie der Funktionsbegriff des Oxforder Thomas Bradwardine (ca. 1295–1349), den sie erstmals erschließt. Daneben finden sich eine Reihe von Analysen, die ebenso spezifische Fragen der ›Mechanik‹ wie der Metaphysik betreffen. Doch im Rahmen welchen Typs von Problemgeschichte bewegen wir uns hier?

II.

Die Antwort ist nicht so offensichtlich, wie man annehmen könnte. Nicht nur die bereits erwähnten engen biographischen Kontakte zu Nicolai Hartmann, auch der Umstand, daß sie mit diesem in Korrespondenz stand, führen jedoch auf eine Spur, die in ihren historischen Arbeiten ansonsten weitgehend unsichtbar bleibt. In ihrer *Denkschrift* von 1954 nimmt sie den Hartmannschen Begriff der ›Hintergrundprobleme‹⁸ auf. Diese übergreifenden Konzeptualisierungen epochenspezifischer Fragestellungen könne man, behauptet Maier dort, von den naturphilosophischen und metaphysischen Schriften auf die bildende Kunst übertragen.

Nicolai Hartmann hatte sich bereits 1910 in den *Kant-Studien* mit einem Beitrag *Zur Methode der Philosophiegeschichte* und dann vor allem 1936 in einer Abhandlung der Preußischen Akademie der Wissenschaften mit dem Titel *Der philosophische Gedanken und seine Geschichte* zum neukantianischen Konzept der Problemgeschichte geäußert, wie es seit Cohen, Windelband und Natorp ent-

⁸ Vgl. Vogt (wie Anm. 2), S. 413.

wickelt worden war. Angesichts der Wucht historischer Forschungen – und mit der Skepsis gegenüber geschichtsphilosophischen Schließungen – sollte ein Weg gefunden werden, den Geltungsanspruch des eigenen Philosophiebegriffs mit der Problembehandlung des historischen Gegenstandes widerspruchsfrei zu vereinen. Damit sollte zugleich die Kontinuität im historischen Material gewährleistet werden. In seinem Aufsatz von 1936, der vor allem durch die Unterscheidung zwischen System- und Problemkern geradezu sprichwörtlich in Erinnerung geblieben ist, exponiert Hartmann vier zentrale Fragestellungen der Philosophiegeschichtsschreibung:

»1. Gibt es denn so viel ›Wahrheit‹ inmitten des haltlosen Wechsels der Systeme? 2. Läßt sich in seinem Hintergrunde ein Continuum der Erkenntnis aufzeigen? 3. Da wir doch selbst nicht im Besitz gesicherter philosophischer Wahrheit sind, woran sollen wir denn erkennen, was in der Geschichte des menschlichen Denkens Wahrheit und Irrtum ist? 4. Muß nicht jedes Zeitalter und jeder Historiker wieder anderes für Wahrheit, anderes für Irrtum halten? Verfallen wir also damit nicht erst recht einem uferlosen Relativismus?«⁹

Die Wahrheitsfrage beantwortet Hartmann mit einem Plädoyer für die ›ursprüngliche Einsicht‹ der einzelnen Denker. Am Anfang aller Systemkonstruktionen stehen Erkenntnisse, die Problembestände vertiefen, dann aber durch die systematische Ausbildung wieder verschüttet werden. Trotz dieser Verfallsgeschichte im Einzelnen sollen diese Einsichten den »sicheren Gang fortschreitenden Eindringens« im Ganzen ermöglichen.¹⁰ Die Fortschrittsgeschichte, dies wird an der Erörterung der Kontinuitätsproblematik deutlich, stellt sich als ›doppelter Gang‹ der Erkenntnis dar, der sich zugleich als Arbeit an den Problemen und dem Verlust der zum Scheitern verurteilten Systemkonstruktionen vollzieht. Ihren überzeitlichen Problemgehalt erhalten sie aus der Objektivität der

9 Nicolai Hartmann: Der philosophische Gedanke und seine Geschichte [1936]. In: Ders.: Kleine Schriften II. Berlin 1957, S. 1–47, hier S. 18.

10 Ebd., S. 21.

Welt selbst, die in allen Zeiten ein und dieselbe sei; ein Gedankengang, der Hartmanns ontologische Wende der Erkenntniskritik impliziert. Als Wahrheitskriterium einer philosophischen Idee gilt somit nicht das Gelingen, sondern ausdrücklich das Scheitern ihres systematischen Rahmens, was durch den Aufweis seiner Widersprüche gezeigt werden soll. Nur dort, wo die Systeme gesprengt werden, bricht die eigentliche Erkenntnis durch. »Sie erweisen sich so als das, was sie in Wahrheit sind: Zwangsjacken des Denkens.«¹¹ Nur durch die gleichsam von der Welt, nicht vom Subjekt erzwungenen »Hintergrundprobleme« der Systembildungen konstituiert sich im Blick des Historikers ein innerer Geltungszusammenhang der Geschichte, mit dem sich zugleich auch das drohende Relativismusproblem lösen soll:

»Gerade die reine Tatsachenfrage nach dem damaligen, und nur damaligen, so nie wieder möglichen Gedanken ist in sich richtungs- und hilflos, wenn ihr nicht ein Gemeinsames, Bleibendes, mehr als Damaliges im Denken des Historikers zu Hilfe kommt. Die Hilfe aber ist da, sobald es sich um Erkenntnis, Wahrheit, Bewährung handelt. Denn die großen philosophischen Problemgehalte gehen durch, an ihnen bleibt etwas wesensidentisch und wiedererkennbar; und was immer an ihnen geklärt wird, bleibt ebenso wiedererkennbar, solange nur irgend die Welt, in der wir leben, uns vor dieselben Rätsel stellt.«¹²

Nicht nur in ihrer *Denkschrift* von 1954 steht Anneliese Maier diesen Überlegungen nahe, ohne daß man sie deswegen mit ihnen umstandslos identifizieren könnte. Auch in den fünf Bänden ihrer *Studien* zeigt sich die problemgeschichtliche Schulung. Der übliche Aufbau ihrer Beiträge führt zunächst in einem ersten Abschnitt lehrbuchartig in die Problemstellung ein, wobei die Überzeitlichkeit des Problems eingangs ausdrücklich behauptet wird, um dann gleich in den epochenspezifischen Problemkontext zu wechseln. Etwa so: »Die Frage nach der Struktur der Materie ist von

11 Ebd., S. 31.

12 Ebd., S. 33.

jeher und für alle Zeiten eines der wichtigsten Probleme jeder Naturphilosophie und jeder Naturwissenschaft gewesen.«¹³ An derartige allgemeine Problemversicherungen schließt sich oft eine zweite Exposition an, die aus den Texten des Aristoteles eine zentrale Vorgabe entnimmt, ehe die wichtigsten Denker aus den Quellen präsentiert und analysiert werden. Den Abschluß der Überlegungen bildet in der Regel die abwägende Bestimmung der Epochenschwelle zwischen Spätscholastik und Neuzeit. Hartmann nahestehend ist zudem die Objektivierung des Problembegriffs. Diese sind den Denkern aller Epochen durch den ›Aufbau der realen Welt‹ ontologisch vorgegeben.

In einem Beitrag für die Telschow-Festschrift aus dem Jahr 1956 verläßt Anneliese Maier ihren historischen Standpunkt, um aus dieser ontologischen Dimension zugleich die Aktualität ihres eigenen Forschungsgegenstandes naheulegen. An einer in ihren Schriften seltenen Stelle heißt es:

»Erst das 20. Jahrhundert hat die alten Fragestellungen wieder in vollem Umfang aufgenommen, hat wieder angefangen, sich für Metaphysik im Sinne einer Wissenschaft von der formalen Struktur der Wirklichkeit, für Ontologie und Kategorialanalyse zu interessieren. Gegenüber den physikalischen Geschehniszusammenhängen begnügt man sich nicht mehr mit den abstrakt-quantitativen Ergebnissen der exakten Naturwissenschaft, sondern man fragt, *was* gemessen wird, welche realen Beziehungen den mathematischen Formeln entsprechen. Es ist ein grosser Neuaufschwung der Naturphilosophie im weitesten Sinn, den wir heute erleben. Und das starke, oft erstaunliche Interesse, das in unserer Zeit eigentlich in der ganzen Welt der so lang verachteten scholastischen Naturphilosophie entgegengebracht wird, mag nicht zuletzt darauf beruhen, dass der Philosoph und der an den philosophischen Grundlagen seiner Wissenschaft interessierte Naturforscher bei den spätmittelalterlichen Denkern eine Fülle von

13 Anneliese Maier: *An der Grenze von Scholastik und Naturwissenschaft* (Studien zur Naturphilosophie der Spätscholastik, Bd. 3). 2. Aufl. 1952, S. 3.

aktuellen Problemen findet und von Lösungsversuchen, die ihn heute noch unmittelbar angehen können. So ist dieser ganze Komplex von Lehren und Theorien, die wir aus den alten verstaubten Handschriften und Inkunabeln zu erschliessen suchen, nicht nur vom historischen Standpunkt aus bedeutsam, als ein Ausschnitt aus der Geisteswelt des Mittelalters und als ein Stück Wissenschaftsgeschichte, sondern er hat darüber hinaus einen weltanschaulichen Gehalt, der über die Jahrhunderte hinweg lebendig geblieben ist.«¹⁴

Maier gibt sich hier als eine auch systematisch motivierte Mediävistin und philosophierende Wissenschaftshistorikerin zu erkennen, die die Aufwertung der Spätscholastik ganz bewußt im Blick auf die Problemstellungen der kritischen Metaphysik vollzieht. Um dies noch besser zu verstehen, müßte man vor allem die Konstellationen genauer übersehen, in denen sie sich in den 1940er und 1950er Jahren in Rom situierte.

14 Anneliese Maier: *Ausgehendes Mittelalter. Gesammelte Aufsätze zur Geistesgeschichte des 14. Jahrhunderts*, Bd. 1. Rom 1964, S. 423f.

III.

Das Bemerkenswerte daran ist, daß sich trotz dieser offenbar auch modernitätskritisch zu interpretierenden Rahmung ihrer Forschungsinteressen etliche Strategien in ihren Arbeiten aufzeigen lassen, die die Anschlußfähigkeit einer letztlich metaphysischen Ideengeschichte jenseits dieses Rahmens garantieren können. Ein Grund dafür dürfte in Strategien des Verzichts liegen, die Anneliese Maiers Schriften kennzeichnen. Die genannten *weltanschaulichen Voraussetzungen* tendieren eben nicht zur Entfaltung und Überlagerung des historischen Materials, sondern werden ganz bewußt auf Eingangssätze zurückgenommen. Die vermeintliche Schwäche ihres Werks, nicht bis zu einer Zusammenschau gekommen zu sein und deswegen eine eher fragmentarische und auf

Einzelprobleme fokussierte Rezeption erfahren zu haben, kann daher ebenso als Stärke ausgelegt werden, da durch diesen Verzicht die Zeitbedingtheit ihrer Arbeiten korrigiert wird.

In diesen Zusammenhang gehört außerdem das klare Bewußtsein, gegen die Anachronismen einer linearen Wissenschaftsgeschichtsschreibung die *Eigenperspektive des Mittelalters* zur Geltung zu bringen: »Die scholastische Naturphilosophie stellt im Vergleich zu den physikalischen Vorstellungen der Neuzeit eine so heterogene Gedankenwelt dar,« schreibt sie in ihren Ausführungen zur Impetustheorie, »dass wir sie nur von ihren eigenen Voraussetzungen aus begreifen können. Das hat Duhem nicht immer berücksichtigt, und er hat darum einerseits zu viel aus ihr herausgelesen, ihr andererseits aber auch oft Unrecht getan. Wenn man die Impetustheorie nur auf die schlummernden Keime des Neuen hin betrachtet, die in ihr liegen sollen, ohne dass sie der Scholastik zum Bewusstsein gekommen sind, so wird man immer ein falsches Bild bekommen. Man kann diese Theorie in ihrem eigentlichen Gehalt nur würdigen, und kann auch ihre Rolle in der Wandlung der Naturbetrachtung, die sich um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts vollzogen hat, nur richtig beurteilen, wenn man sie rein historisch als das ansieht, was sie in Wirklichkeit gewesen ist, ohne Rücksicht auf das, was sich vielleicht später aus ihr entwickelt hat: als ein Stück scholastischer Philosophie, das nur als solches, aus der Begriffswelt der Scholastik heraus, verstanden werden kann. Aus einer solchen Betrachtung wird sich manche Korrektur der bisher üblichen Auffassung ergeben.«¹⁵

Bei der Rekonstruktion dieser Eigenperspektive zeigt Maier ein sensibles Gespür für die *historische Semantik*, das immer wieder rückblickende Gleichsetzungen Duhems – wie im Falle der Impetustheorie – vermeidet. Dies führt zum *Verzicht auf epochen- bzw. kontextübergreifende Geltungsfragen* in der Wissenschaftsgeschichte. Auch in diesem Punkt findet Maier klare Worte: »Aber

15 Anneliese Maier: Zwei Grundprobleme der scholastischen Naturphilosophie (Studien zur Naturphilosophie der Spätscholastik, Bd. 2). 3., erw. Aufl. Rom 1968, S. 114.

die Frage, die immer wieder aufgeworfen wird und über die man sich nicht einigen kann, ist die, ob die Einsichten, Postulate, Theorien, die das 14. Jahrhundert an die Stelle des Aristotelismus setzt, auch an sich ›richtig‹ sind, d. h. ob sie mit den Ergebnissen übereinstimmen, zu denen die spätere physikalische Forschung gekommen ist. Und offensichtlich ist man, mindestens vielfach, der Ansicht, dass mit der Beantwortung dieser Frage auch über den Wert oder Unwert der spätscholastischen Naturphilosophie als solcher und über die Berechtigung des Interesses, das man ihr entgegenbringt, entschieden würde.«¹⁶

16 Maier (wie Anm. 14), S. 426.

Dies widerspricht nebenbei gesagt ihrer oben zitierten Äußerung zur Aktualität der Spätscholastik keineswegs: Die Abwehr eines teleologisch verengten Konzepts von Wissenschaftsgeschichte schließt die gesonderte Aneignung in metaphysischen Fragekontexten natürlich nicht aus.

Ihre leitende »methodische Regel« lautet knapp: »Bei historischen Untersuchungen kommt immer etwas heraus, und fast immer etwas Interessantes und Überraschendes, wenn auch nicht immer gerade das, was man gesucht und erhofft hat. Man muss mitnehmen, was sich bietet und was das handschriftliche Material an Entdeckungen schenken will.«¹⁷

17 Zit. n. Vogt (wie Anm. 2), S. 391.

Die Grenze der philologischen Verpflichtung auf den *Primat der Quellen* liegt in der Beziehung von Einzelproblemen auf die makrostrukturelle Ebene der Hintergrundprobleme, weswegen die eingangs skizzierte ›große Narration‹ Maiers über die Kulationspunkte zwischen Spätscholastik und Neuzeit, wenn man sie so bezeichnen will, vielleicht zu oft im problemgeschichtlichen Vergleich von Epochen oder Weltbildern stecken bleibt.

Die *Denkschrift* von 1954 versucht diese Aporie durch eine Ausweitung auf andere Formen der Kultur – wie die bildende Kunst oder die Literatur – nicht nur nicht zu umgehen, sondern sie setzt die Annahme von Hintergrundproblemen weiterhin forschungs-

leitend voraus. Dabei zeigen sich bekannte Schwierigkeiten, die die letztlich philosophisch orientierte Problemgeschichte in den ausgeweiteten Gegenstand hineinträgt. Metaphysik und Naturphilosophie gelten Maier als gleichsam ›theoretische Begründung‹ für den ideengeschichtlichen Wandel, den sie in der Malerei, in der Literatur, im Korpus der Predigten, Herbarien und Bestiarien hätte untersuchen wollen. Der Primat der Philosophie, die ihre Zeit durch Arbeit an den Problemen in Gedanken faßt, bleibt unangetastet.

Die Zitationsgeschichte ihrer Arbeiten in den verschiedenen Disziplinen belegt, daß ihr Werk in seinen Einzelerkenntnissen eine ungebrochene Wirkungsgeschichte erfahren hat und von den Spezialisten nicht eigentlich wiederentdeckt werden muß. Dennoch haben Anneliese Maiers Schriften eine größere Beachtung auch der Nichtspezialisten verdient. Ihre Voraussetzungen verhindern zwar eine Rehabilitation als Theoretikerin, hieße dies doch letztlich, sich in die Fahrwasser der Hartmannschen metaphysischen Wende zurückzugeben. Eine ›Neuaneignung‹ könnte aber einen anderen Weg einschlagen und die vorbildlichen Aspekte ihrer Studien im Lichte von Fragestellungen der neueren Ideengeschichte würdigen.

IV.

Mit der von Dieter Henrich inaugurierten Konzeption der ›Konstellationsforschung‹ liegt beispielsweise eine deutlich weiterentwickelte Fortsetzung der Problemgeschichte vor, die unter anderem den Begriff der ›Problemlage‹ wieder ins Zentrum rückt. Bezeichnete für Hartmann – Henrich schließt sich hier ebenfalls an Max Weber an – ›Problemlage‹ noch im Unterschied zur ›Problem-

stellung« ganz allgemein den jeweilig erreichten Stand des Wissens oder auch »die jeweilige Grenze des Erkannten und Unerkannten am Gegenstande, sofern von ihr aus sehr Bestimmtes auffindbar, angreifbar, spruchreif wird«;¹⁸ so bezieht Henrich den Begriff ›Problemlage« mit Blick auf die nachkantische Entwicklung der Philosophie auf denjenigen der ›Konstellation«: »Der Konstellation von *Personen* in den Debatten und den Lebensproblemen, die ihnen gemeinsam waren, muß immer eine Konstellation von *philosophischen Problemen* und von zueinander gegenläufigen *philosophischen Entwürfen* vorausliegen, die in den Debatten geklärt, vertieft und gelöst werden sollen.«¹⁹ Die gewöhnlich auf Hauptwerke bezogene Rekonstruktion der Denkgeschichte muss notwendigerweise unter dieser Prämisse auf eine größere Quellenbasis gestellt werden, damit auch Gesprächszusammenhänge, Textfragmente oder öffentliche Kontroversen berücksichtigt werden können.

Allerdings eignet sich die Henrichsche Annahme eines Zusammentreffens von übergeordneten Problemkonstellationen mit den spezifischen Lebensproblemen einer Generation zwar für bestimmte lebensphilosophische Textkorpora und Kontexte um 1800; sie muss aber nicht ebenso zwingend bei Untersuchungen in anderen Zeiträumen und Kontexten vorausgesetzt werden. Auch können die »Lebensprobleme« einer Generation die systematische Last der Hartmannschen »Hintergrundprobleme« nicht tragen, wengleich sie dazu dienen, den verhandelten Problemen eine intersubjektive Welthaltigkeit zu geben. Welcher Art daher die *Problemkonstellation* ist, die auf die *Personenkonstellation* bezogen werden muss, bleibt im jeweiligen Fall aus dem Quellenmaterial heraus zu bestimmen und zu diskutieren. Dabei werden in der Philosophiegeschichtsschreibung zwangsläufig auch epochenübergreifende Problemkonstruktionen eine Rolle spielen müssen.

Ein neueres, an der historischen Kommunikation orientiertes Theoriekonzept muss den Problembegriff also mehrstufig model-

18 Hartmann (wie Anm. 9), S. 13.

19 Dieter Henrich: Konstellationsforschung zur klassischen deutschen Philosophie. In: Konstellationsforschung. Hg. von Martin Mulsow u. Marcello Stamm. Frankfurt a. M. 2005, S. 23.

lieren. Der kritische Blick auf Arbeiten der älteren Ideengeschichte wie diejenigen Anneliese Maiers ist dabei lohnenswert – um ihre Schwierigkeiten zu vermeiden und um von ihren eigenen Schwierigkeitsvermeidungen zu lernen. Maiers Strategie des weitgehenden Verzichts auf eine Verbindung von Metaphysik und Philologie mag den Philosophiehistoriker daran erinnern, wie *unverzichtbar* es demgegenüber ist, historische Kommunikationen mit einer präzisen Problemanalyse, quellennah und aus dem Vergessenen und Übersehenen heraus zu erforschen. Das historische Wissen gewinnt dadurch an Haltbarkeit und Dauer.

Hinweis:

Der für die Schriftfassung durchgesehene Vortrag wurde am 27. Oktober 2006 auf dem Kolloquium zum 50. Geburtstag von Friedrich Vollhardt (München) ›Wissen und Literatur in Spätmittelalter und Früher Neuzeit‹ (Leitung: Gideon Stiening, München) gehalten.